

„In der Verhandlung über jüdische Identität steckt genug Identität für alle.“

Vor drei Jahren erschien Dimitrij Kapitelmans Romandebüt *Das Lächeln meines unsichtbaren Vaters* (Hanser Berlin, Berlin 2016). Im Rahmen des Festivals sprach er gemeinsam mit der Autorin Nele Pollatschek über sein Buch und jüdische Familiengeschichten.

„Unheimliche Familiengeschichten“ war der Titel der zweiten Veranstaltung beim Festival jüdischer Literaturen „Verquere Verortungen“, das im Dezember im Literaturhaus Berlin stattfand. Auf der Bühne saßen neben der Moderatorin und Leiterin des Literaturhauses, Janika Gelinek, die beiden Autor*innen Dimitrij Kapitelman und Nele Pollatschek. Beide haben einen Familienroman geschrieben, der sich mit jüdischen Identitäten auseinandersetzt. Während Pollatschek autobiografische Fakten in ihre Geschichte einfließen ließ, sich selbst als Autorin aber schon bei der Namensgebung ihrer Hauptfigur von der erzählenden Instanz distanzierte, hat Kapitelman einen Reportageroman geschrieben, in dem er sich gemeinsam mit seinem Vater auf die Suche nach einer heilen, bruchlosen Identität macht. Denn Brüche im Leben seines Vaters Leonid Kapitelman, der, in der Sowjetunion geboren und aufgewachsen, den Namen seiner Frau (bzw. den des Exmannes seiner Frau) annahm, um sich vor antisemitischen Anfeindungen zu schützen, gab es viele.

In *Das Lächeln meines unsichtbaren Vaters* ging es Dimitrij Kapitelman darum herauszufinden, „was es für meinen Vater bedeutet, Jude zu sein“, sagt er im Gespräch mit Gelinek und Pollatschek. Um dem Identitätsrätsel seines Vaters, der Jude ist, aber jegliche religiöse Praxis ablehnt, die Ukraine dafür hasst, dass er sie nicht lieben durfte, und in Deutschland nie richtig heimisch geworden ist, auf die Spur zu kommen, reiste er mit seinem Vater gemeinsam nach Israel und schrieb darüber einen Artikel in der *taz*, der sich zum Roman entwickelte, nachdem eine Literaturagentin auf ihn aufmerksam geworden war. Den journalistischen Stil einer Reisereportage hat Kapitelman beibehalten – aufgepeppt mit allerhand Sprachwitz, der an manchen Stellen auch gern etwas sparsamer hätte ausfallen können. Besonders die Vorliebe des Autors für Alliterationen (da gibt es „ehrenwert Engagierte“, „geisterhaft graue Sandwege“, „hungrige Hamster“ und „hedonistische Hipster“) schmälert ein wenig das Lesevergnügen, da es an einigen Stellen eine Leichtigkeit vorspielt, die angesichts des teils doch sehr ernsten Stoffs allzu gezwungen erscheint. Auch die eigene Familie aufgrund der Vorliebe des Vaters für Sonderangebote jeglicher Art mit den „Rotschids“ zu etikettieren, signalisiert in seiner klischeehaften Verortung stark den Wunsch nach Distanzierung bei der Suche nach dem eigenen Ich, lässt das literarische Ergebnis jedoch leider hier, wie auch an

einigen anderen Stellen, etwas trivial wirken. Dabei sind die Inhalte, mit denen sich Dimitrij Kapitelman auseinandersetzt, alles andere als platt. *Das Lächeln meines unsichtbaren Vaters* ist ein mutiges Buch, weil es Fragen aufwirft, ohne einfache Antworten zu liefern.

Die Suche nach der Sichtbarkeit des Vaters, dessen Unsichtbarkeit vor allem durch die jüdische Herkunft und den eigenen gesellschaftlichen Rückzug in Deutschland geprägt sei, so Kapitelman auf dem Podium, wird zu einer Suche nach der eigenen Identität, der eigenen Sichtbarkeit. Dimitrij, „Dima“, nennt sich in seinem Roman einen „Identitjunki“ und stellt sich vor ein inneres Gericht. „Jemand muss schon ganz schön viel Kacke gegessen haben, um so ein inneres Gericht zu erfinden“, sagt er drei Jahre nach Veröffentlichung des Romans im Gespräch und lächelt. Die Passagen über Begegnungen mit Neonazis als sogenannter Kontingentflüchtling in Leipzig Grünau lassen erahnen, welche Art von Kacke hier gemeint ist. Als „Falschjude“, der auch mit dem zu Recht umstrittenen Begriff Vaterjude bezeichnet werden könnte – ein Jude also mit einer nichtjüdischen Mutter –, sitzt der Autor zwischen allen Stühlen. In Israel versucht er sich neu zu verorten. Er betet neben seinem atheistischen Vater der Halacha gemäß mit Tefillin an der Klagemauer, begleitet eine Bekannte zum Scheidungsgespräch beim Rabbi (denn in Israel gelten dabei die patriarchalen Regeln des Oberrabbinats), schlürft Granatapfelsaft auf dem Tel Aviver Markt, bekommt eine „Quickmizwa“ und bereist allen Vorurteilen seines Vaters zum Trotz die besetzten Palästinensergebiete, wo er die eigene Angst vorm Fremden überwindet.

Und was bedeutet es nun, jüdisch zu sein? „Die Autoren der Zuschreibung sind zumeist Mächtigkeiten, gestützt auf Mehrheiten, auf massenhafte Gleichrichter“, so Robert Schindel in seinem Essay *Draußen bleiben*, der sich ebenfalls mit dem Thema jüdischer Identität beschäftigt. Eine Folge eben dieser Zuschreibung durch Mächtige bildet die Erfahrung, dass man das, was man am meisten will, nicht darf, weil man der ist, der man ist. Dieses Erlebnis stelle eine Gemeinsamkeit in jüdischen Biografien dar, so Kapitelman, er fügt aber hinzu: „In der Verhandlung über jüdische Identität steckt genug Identität für alle.“ Diese Einladung, Identitätserfahrungen zu teilen, ist nicht nur Trost für alle, die Identitätsbrüche erlebt haben oder mit Familientraumata aufwachsen, sondern mit ihr wird außerdem den genannten „massenhaften Gleichrichtern“ der Kampf angesagt.

Maria Röger